

Kann Wissenschaft in einem Kloster des 20. Jahrhunderts Wissenschaft an der Universität ergänzen?*

Von Klaus Schreiner — Bielefeld

Die Frage, ob Wissenschaft im Kloster Wissenschaft an der Universität ergänzen kann und soll, habe ich nicht von mir aus gestellt, sie ist mir gestellt worden. Sie schlüssig und überzeugend zu beantworten, sehe ich mich nicht in der Lage. Wie eine solche Antwort aussehen kann und soll, hängt nicht vom Wissensbedarf institutionalisierter Wissenschaft ab, sondern vielmehr und vor allem davon, wie sich benediktinische Mönchsgemeinschaften in Kirche und Gesellschaft von heute selber verstehen und definieren.

Mir liegt nicht daran, eine Frage zu beantworten, deren Suggestion eine ablehnende Antwort schlechterdings nicht zuläßt. Ich möchte zum Nachdenken anregen, keine abschließenden Auskünfte erteilen. Meine Aufgabe betrachte ich als erfüllt, wenn es mir gelingt, Ihre Aufmerksamkeit auf ein Problem zu lenken, das sich in der Geschichte des benediktinischen Mönchtums von der Spätantike bis heute immer wieder stellte und die unterschiedlichsten Antworten erfuhr. Ich tue das aus der Perspektive eines Zeitgenossen, dem das Glück zuteil wurde, Wissenschaft von der Geschichte des Mittelalters als Beruf treiben zu dürfen.

Georg Wilhelm Friedrich Hegel (1770–1831) schreibt in seiner „Rechtsphilosophie“, um angesichts veränderter Staats- und Gesellschaftszwecke die Aufhebung der Klöster zu rechtfertigen: Klöster hätten sich in den mittleren Zeiten durch „Urbarmachung und Bevölkering von Wüsteneien“ sowie durch ihr Bemühen „um Erhaltung der Gelehrsamkeit durch Unterricht und Abschreiben von Büchern“ um die Entstehung und den Fortbestand menschlicher Kultur große Verdienste erworben¹. Die Entstehung der modernen Gesellschaft und des modernen Staates habe jedoch Klöster um ihre für die Allgemeinheit bedeutsamen Funktionen gebracht. Staatliche und gesellschaftliche Institutionen würden heutzutage erheblich besser und wirksamer die ursprünglich von Klöstern erfüllten gesellschaftlichen Aufgaben wahrnehmen

*) Vortrag gehalten vor der Historischen Sektion der Bayerischen Benediktinerakademie am 18. Juni 1988 in der Abtei Weltenburg: für den Druck durch Anmerkungen erweitert.

1) Hegel G., Grundlinien der Philosophie des Rechts, hrsg. v. H. Glockner (Sämtliche Werke 7), Stuttgart 1928, 44 f.

als diese selbst. Zudem würden die Denk- und Verhaltensformen der Mönche die „Versöhnung der Religion mit der Wirklichkeit“ verhindern². Armut, Keuschheit und Gehorsam seien gesellschaftlich dysfunktionale Lebensideale; sie würden dem bürgerlichen Erwerbstrieb widersprechen, die Sittlichkeit der Liebe untergraben und die freiheitliche Bestimmung des Menschen konterkarieren³. Alles in allem: Klöster seien entbehrlich geworden.

Das klösterliche Naturalienkabinett wurde abgelöst durch das vom Staat finanzierte naturwissenschaftliche Labor, die klösterliche Unterrichtstätigkeit durch das staatliche Bildungsmonopol, das Abschreiben der Bücher durch den modernen Buchdruck, Caritas und Armenpflege durch staatlich organisierte Fürsorge, klösterliche Herrschaftsausübung durch die Gerichts- und Verwaltungstätigkeit des bürgerlichen Rechts- und Verfassungsstaates.

In dieser zeitgebundenen Sichtweise der Geschichte und gesellschaftlichen Funktion der Klöster war Hegel kein Einzelgänger. Wenn Johann Adam Möhler (1796–1838), der große Repräsentant der Tübinger Theologenschule und spätere Münchner Kirchenhistoriker, emphatisch von den „wohltätigen Einwirkungen der Mönche auf die Gesellschaft“ sprach, dachte er an die Vergangenheit, insbesondere an die Zeit des frühen und hohen Mittelalters. „Die Klöster“, schrieb er, „waren der fruchtbare, sittliche Boden, aus welchem Alles hervorsproßte, was die Zeit Großes aufzuweisen hat: Die Philosophen, Theologen, Geschichtsschreiber und Dichter gingen, nebst den einflußreichsten Verwaltern der Kirchen und den Missionaren, aus der sorglich verwahrten Klosterpforte hervor“.

Um so entschiedener wandte sich Möhler gegen Bestrebungen und Versuche, aufgehobene Klöster von neuem einzurichten. Er tat dies mit dem Hinweis, daß die in früheren Zeiten vornehmlich von Mönchen wahrgenommenen Aufgaben — er denkt an deren Predigtstätigkeit — nunmehr von anderen kirchlichen Institutionen erfüllt werden. Von neuem Klöster einrichten zu wollen, sei „matte, kraftlose Erinnerung an das Alte“, „bloßes Nachahmen und Nachäffen von Formen“, denen nicht ein „lebendiger Trieb“, ein „inneres Bedürfnis“, eine „große Idee“, eine „wahrhafte Eigentümlichkeit mit einer inneren Unendlichkeit zugrunde liege“⁴.

Sowohl in Hegels als auch in der Perspektive Möhlers hat die Verselbständigung kirchlich und gesellschaftlich bedeutsamer Handlungsfelder das alte, relativ geschlossene Sozialsystem ‚Kloster‘ aufgelöst und entbehrlich gemacht. In einer Zeit, die den zweckfreien Vollzug des ‚Opus Dei‘ nicht mehr als Sinn — und Legitimationsgrund klösterlicher Existenz anerkannte, bestand auch

2) Ders., Vorlesungen über die Philosophie der Religion, Bd. 2, hrsg. v. H. Glockner (Sämtliche Werke 16), Stuttgart 1928, 344.

3) Ders., Vorlesungen über die Philosophie der Geschichte, hrsg. v. H. Glockner (Sämtliche Werke 11), Stuttgart 1928, 483 f.

4) Vgl. Rieger R., Begriff und Bewertung des Mönchtums bei Johann Adam Möhler 1796–1838 (Rottenburger Jahrbuch für Kirchengeschichte 6, 1987, 9–30).

keine Ursache mehr, den Fortbestand von Klöstern durch kirchliche Interventionen und staatliche Rechtsgarantien zu sichern.

Im gegenwärtigen Ringen um glaubwürdiges Christentum, um neue Wege der Kirche und des Mönchtums ist die Rede von Engagement, von menschlicher Solidarität, von der Aufgabe, „die gesellschaftskritische und gesellschaftsbewegende Dynamik der christlichen Botschaft neu zur Entfaltung zu bringen“, nicht aber von christlich inspirierter oder monastisch motivierter Wissenschaft, der man zutraut, Kirche und Kloster wieder attraktiver zu machen. Die wissenschaftliche Rekonstruktion von Vergangenen zählt nicht zum eigentlichen Sendungsauftrag von Mönchen, die den Herausforderungen der Gegenwart gerecht zu werden suchen. Ihre eigentliche und wahre Aufgabe bestehe darin, an die „Verbindung von Christsein und Nachfolge anschaulich zu erinnern und gegen die geradezu naturwüchsig anmutende Versuchung zur Relativierung der Nachfolge immer neu zu protestieren“⁵.

Trifft es zu, daß bei „der Suche nach neuen Gemeinschaftsformen die alten Orden in zunehmendem Maße auf viele Jugendliche Faszination“ ausüben⁶, bleibt zu fragen, ob Mönche in der Vermehrung literarischen, philosophischen, geschichtlichen und technisch-naturwissenschaftlichen Wissens einen Fluchtpunkt zeitgemäßer Ordensexistenz suchen und finden sollen? Käme es heutzutage nicht mehr darauf an, die benediktinische *vita communis* zu dem zu machen, was sie schon immer war und hätte sein sollen: eine Sozialform expliziter Christlichkeit? Sollten Benediktinermönche nicht stärker darauf bedacht sein, beispielhaft vorzuleben, wie menschliches Zusammenleben — trotz aller Spannungen, Zerreißproben und Konflikte — Sinnerfahrungen vermittelt, die glück- und dauerhafte Identität aufbauen?

Sucht man die Frage nach dem Beitrag von Benediktinerklöstern zur Wissenschaft im Kontext ihrer Gegenwartsaufgaben und ihrer geschichtlichen Herkunft zu beantworten, bliebe daran zu erinnern, daß sich die Frage nach der Vereinbarkeit von *scientia* und *devotio* wie ein roter Faden durch die Geschichte des Mönchtums zieht — von der Spätantike übers Mittelalter bis in frühmoderne und moderne Zeit. Die einprägsame Formel „Wissenschaft und Gottverlangen“, die Leclercq zum Titel eines Buches gemacht hat, sollte nicht darüber hinwegtäuschen, daß die von dem Autor beschriebene Wissenschaft nichts mit dem methodischen Erwerb von Sach-, Bildungs- und Herrschaftswissen zu tun hat, sondern mit der *lectio patrum*, dem *studium sacrae scripturae*, einer *scientia spiritualis*, die erbauen, nicht Wissen für die Lösung gesellschaftlicher Probleme oder für eine wirksamere Weltbeherrschung bereitstellen sollte. Intellektuelle Neugierde, die zweck- und wertfrei nur des Wissens wegen wissen wollte, war keine monastische Tugend. Die Beschäftigung mit den Vätern, das Studium der Hl. Schrift oder die Lektüre von *libri devoti*

5) Metz J., *Zeit der Orden? Zur Mystik und Politik der Nachfolge*, Freiburg 1977, 38.

6) Grün A., *Benediktinische Gemeinschaft — Modell für christliches Zusammenleben* (Geist und Leben 56, 1983, 243).

sollte eine *conversio morum* bewirken, die *sanctitas conversationis* gewährleisten und dem Wachstum der *devotio* zugutekommen.

Mönche, die der Auffassung waren, daß gelehrte Studien einer strengen asketischen Lebensführung abträglich seien, zitierten den Apostel Paulus, wonach Wissenschaft aufblähe (*scientia inflat*). Ihre Kontrahenten, die es mit Sokrates und der Erfahrung hielten, meinten: Das Studium geistlicher und weltlicher Wissenschaft sei unabdingbarer Garant für Tugend (*virtus*), für Güte und Menschenfreundlichkeit (*humanitas*), für Frömmigkeit (*pietas*) und geistliches Leben (*vita meditativa*).

Studium, das mit Hingabe geübt wurde, warf Zeitprobleme auf, weswegen spätmittelalterliche Klosterreformer einer Verkürzung des *officium divinum* das Wort redeten, weil durch die „Vielheit der Psalmen“ (*psalmodium multivocum*) und durch „langes Beten“ (*in oratione proluxa*) die Reinheit des Herzens verloren gehe, der Verstand unnötig beschwert werde und die Frömmigkeit des Geistes (*devotio spiritus*) erschlafe.

Die Folgen des Universitätsstudiums auf das innerklosterliche Leben hat Ignaz Speckle (1795–1806; †1824), der letzte Abt von St. Peter im Schwarzwald, folgendermaßen beschrieben: „Offenbar ist die Erziehung auf Universitäten nicht die passende für junge Klostergeistliche. Immer werden Grundsätze angenommen, die dem Klostergeist gerade zuwider sind. Damit verknüpft sich ein gewisser Stolz bei unerfahrenen jungen Leuten, die ihr bißchen historische Kenntnis für solide Wissenschaft halten. Es entsteht eine Neuerungs- und Änderungssucht. Sie werden leicht mißvergnügt, haben auswärtige unschickliche Verbindungen, halten zusammen, sind voll Eigendünkels, werden oft nur Heuchler, um ihre Zwecke zu erreichen“⁷. Unterschiedliche Erfahrungen führten zu unterschiedlichen Einstellungen. Von Mönchen betriebene Wissenschaft war — im Lichte ihrer Geschichte betrachtet — stets eine ambivalente Angelegenheit.

Was sollen auf dem Felde der Wissenschaft Benediktiner von heute tun? Auf der Suche nach einer Antwort stütze ich mich auf Kenntnisse und Erfahrungen meiner Lehr- und Forschungstätigkeit im Fach Geschichte. Ich habe nicht den Ehrgeiz, globale, flächendeckende Antworten zu geben.

Unstreitig kann es für einen Hochschullehrer erfreulich sein, einen Doktoranden im Ordensgewand zu haben, der besser Latein kann und besser mit Handschriften umzugehen vermag als andere.

Es kann jedoch nicht der anzustrebende Idealfall sein, daß Klöster ab und an einen Mönch zur Promotion an die Universität schicken, um zur Förderung der Wissenschaft einen Beitrag zu leisten oder kulturelle Interessen eines Klosters unter Beweis zu stellen. Wissenschaft im Kloster kann und sollte sich nicht darin erfüllen, universitäre Defizite zu kompensieren, konkret: das zu

7) Vgl. Schreiner K., *Benediktinisches Mönchtum in der Geschichte Südwestdeutschlands* (GermBen V: Die Benediktinerklöster in Baden-Württemberg, hrsg. v. F. Quarthal, Augsburg 1975, 63).

tun, was andere nicht mehr zu tun vermögen oder mangels Interesse unbearbeitet liegen lassen.

Von Klosterwissenschaft, die als Kompensations- und Ergänzungswissenschaft betrieben wird, wäre dringend abzuraten. Wenn Mönche Wissenschaft im allgemeinen, Wissenschaft von der Geschichte im besonderen treiben, sollte ihr wissenschaftliches Tun mit einem unverwechselbaren monastischen Markenzeichen ausgestattet sein. (Möhler sprach von klösterlicher „Eigentümlichkeit“.)

Ist regelgebundene *vita communis* ein Konstitutionsprinzip klösterlichen Gemeinschaftslebens, sollte diesem Gemeinschaftsprinzip auch in der Praxis klösterlicher Wissenschaft Rechnung getragen werden. Es gibt dafür historische Vorbilder: Die Mauriner oder St. Blasianer z. B., die sich als Gemeinschaften der historischen Wissenschaft widmeten. Wenn in einer Ehe von zwei halbwegs begabten Leuten der eine für die Kontinuität glanzloser Alltäglichkeit zuständig ist, der andere bei der Ausübung eines wissenschaftlichen Berufs Gelegenheit hat, intellektuelle Fähigkeiten zu erproben, geistige Interessen zu befriedigen und gesellschaftliche Anerkennung zu finden, entstehen Ungleichheiten, aus denen schwer zu bewältigende Probleme und Zerwürfnisse erwachsen können. Mag sein, daß das im Kloster anders ist, in dem sich größere Toleranzspielräume eingebürgert haben und in dem die privilegierte Lebensführung eines wissenschaftlich tätigen Individuums weder Ärgernis hervorruft noch böses Blut stiftet. Zugegeben: Es wird, soll und kann im Kloster auch immer das geniale Subjekt, den einfallsreichen Einzelkämpfer geben. Kommt es aber darauf an, Korrelationen zwischen Mönchsideal und Wissenschaftsorganisation zu verwirklichen, müßte schwerpunktartige, von mehreren betriebene Projektforschung den Vorrang haben. Ausdrück gelungener *fraternitas* kann es nicht sein, wenn wissenschaftliche Einzelforschung ungleiche Lebensstile hervorbringt.

Wenn — wie die Erfahrung lehrt — im Kloster betriebene Wissenschaft privilegiert, privatisiert und absentiert, müßten klösterliche Gemeinschaften abwägen, was ihnen wichtiger ist: der sicht- und erfahrbare Gemeinschaftsbezug regelgebundener Ordensexistenz oder der Beitrag eines Mitbruders zur Wissenschaft. Wissenschaftliche Projektarbeit, wie sie heute an Universitäten betrieben wird, ist arbeitsteilig angelegte Gruppenarbeit. Klöster als Verbände gemeinsamen Lebens, die ihr gemeinsames Tun aus geistlichen Werten und Motivationen ableiten, sollten und müßten für eine solche Form wissenschaftlicher Betätigung nachgerade ideale Voraussetzungen und Dispositionen mitbringen. Ob Klöster das wollen oder nicht, ob sie über genügend Personen verfügen, um Formen wissenschaftlicher Betätigung auszubilden, die sich als eine in der *vita communis* verwurzelte Wissenschaftspraxis zu erkennen geben, ist ein anderes Problem.

Auf die Frage, was klösterliche Gemeinschaften im Rahmen kollektiv angelegter und historisch ausgerichteter Projektarbeit erforschen sollen, dürfte die Antwort nicht schwer fallen: ich meine — vornehmlich und vor allem — Themen und Bereiche, die mit der Geschichte ihrer Lebenspraxis und damit

auch mit ihrer unmittelbaren Gegenwart zu tun haben. Denk- und machbare Themen gibt es in Fülle, zumal es im universitären Bereich keinen Lehrstuhl und kein Institut mehr gibt, an und in dem benediktinische Ordensgeschichte einen Schwerpunkt historischer Forschung darstellt. Die in Münster betriebene cluniazensische Personenforschung bildet die Ausnahme, nicht die Regel.

An historischen Themen, die sich in Interessen- und Diskussionszusammenhänge gegenwärtiger Geschichtswissenschaft einfügen lassen, besteht wahrlich kein Mangel: Klösterliche Liturgiegeschichte als Geschichte symbolischen Handelns ist ein weites Feld, das zu beackern den unmittelbaren Trägern liturgischer Gewohnheiten leichter von der Hand geht als passiven Beobachtern von außen. Nicht anders steht es um die Edition von Texten, die als normative Orientierungen Zusammenleben im Kloster geordnet haben. Das „Corpus consuetudinum“ Hallingers wird von seinem Nachfolger Pius Engelbert fortgesetzt. Zwei ganz entscheidende Grundtexte fehlen aber noch: die Gewohnheiten Bernhards und Udalrichs von Cluny. Eine Edition der Bursfelder Gewohnheiten wird in der Abtei Gerleve vorbereitet.

Wer Neues riskieren möchte, könnte an die Edition eines „Corpus commentariorum Regulae“, an ein Korpus von Regelkommentaren denken. Bräuche (*consuetudines*) sind nur eine Norm für die Gestaltung innerklösterlichen Lebens; Regel und Regelkommentare sind nicht weniger wichtig, wenn es darauf ankommt, Orientierungen und Bestimmungsfaktoren klösterlichen Gemeinschaftslebens auszumachen. Der gelehrte, ausnehmend breit angelegte Regelkommentar des Johannes von Kastl bildet eine unerschöpfliche Fundgrube, wenn man wissen möchte, wie Mönche sich zu Anfang des 15. Jahrhunderts geordnetes Zusammenleben vorstellten, wie sie es zu erneuern suchten und mit welchen konkreten Schwierigkeiten sie zu kämpfen hatten.

Dringend wäre eine Edition der Kapitelsrezesse der Provinzialkapitel der Benediktinerprovinz Mainz-Bamberg. Der von Trithemius besorgte Druck enthält nur Kurzfassungen bis etwa 1480. Seit den späten 80er Jahren des 15. Jahrhunderts sind überdies ausführliche Protokolle als einzelne Blätter gedruckt worden, die der Sichtung und Sammlung bedürften.

Spätmittelalterliche benediktinische Reformgeschichte, wie sie gemeinhin dargeboten wird, besteht vornehmlich aus der Zitation und Zusammenfassung älterer Arbeiten. Es mag genügen, Ihnen ins Gedächtnis zurückzurufen, daß der 1927 in den „Studien und Mitteilungen“ veröffentlichte Aufsatz von Thoma über „Petrus von Rosenheim und die Melker Benediktiner-Reformbewegung“ ein bis zur Gegenwart vielzitiertes und immer wieder ausgeschriebener Aufsatz geblieben ist. Viel Neues hinzugekommen ist — wenn man von der Edition der Tegernseer Gewohnheiten von Angerer absieht — in dieser Hinsicht so gut wie nichts. Von Angerer ist auch eine Edition der Melker Gewohnheiten erschienen⁸. Einen erheblichen Schritt weiter könnten Biographien über Johannes Schlitpacher, Johannes von Speyer und Johannes Keck

8) *Breviarium caeremoniarum monasterii Mellicensis*, ed. J.F. Angerer O.Praem., (CCM 11), Siegburg 1987.

führen. In seiner reformgeschichtlichen Bedeutung kaum zu überschätzen wäre eine Bibliotheksgeschichte des Klosters Melk.

Trotz der Arbeit von Redlich ist die Geistes- und Reformgeschichte Tegernsees im 15. Jahrhundert noch weitestgehend unerforschtes Niemandsland. Ich kenne kein anderes Kloster in Deutschland, dessen Überlieferung an Urkunden, Handschriften, Inkunabeln und Frühdrucken so dicht ist wie die von Tegernsee. Eine Geschichte der Tegernseer Bibliothek und des Tegernseer Skriptoriums als Reformgeschichte eines spätmittelalterlichen Klosters zu schreiben, wäre in der Tat eine lohnende Sache. Es ist viel, sehr viel, was einem an Handschriften und Inkunabeln Tegernseer Provenienz als Benutzer der Münchener Handschriftenabteilung durch die Hände geht.

Unter mentalitätsgeschichtlichen und sozialanthropologischen Gesichtspunkten wäre und ließe sich viel Interessantes machen: Zeiterfahrung, Zeiteinteilung und Zeitmetaphorik. Aus einer Geschichte der klösterlichen Tischlesung wäre viel zu lernen für die Geschichte des Lesens (Paul Lehmann hat bereits 1913 eine solche für notwendig und dringlich erachtet). Herr Hauke hat am Beispiel Tegernsees gezeigt, wie spannend die Rekonstruktion der *lectio mensae* sein kann. An interessanten, möglichen und machbaren Themen besteht wahrlich kein Mangel. Zusammenhänge zwischen Mönchs- und Laienfrömmigkeit sind noch weitgehend unerforscht. Um Fragen zu behandeln, welche die neuere Sozialanthropologie aufwirft (wie z. B. Überwachen und Strafen; Lachen und Weinen; Reden und Schweigen; *esus carniun*; *disciplina in gestibus*; Tod und Begräbnis), enthält die klösterliche Quellenüberlieferung breites, aussagekräftiges und noch weithin unausgeschöpftes Material. Aus dem Bereich der klösterlichen Verfassungs- und Sozialgeschichte würden sich anbieten: Abtswahl; Mitwirkungsrecht des Konvents; personelle und soziale Zusammensetzung von Konventen. Ein weiterer Themenkomplex könnte sein: Kulturpflege, Unterricht, Wissenschaft.

Schließlich und nicht zuletzt: Wenn Mönche Vergangenheit wiederherstellen, sollten sie das Gewesene nicht zu einem Spiegel persönlicher Vorlieben oder persönlicher Abneigungen machen. Der wissenschaftlich hochverdiente, ideenreiche und eigenwillige Kassius Hallinger hat nie einen Hehl daraus gemacht, daß er — vorsichtig ausgedrückt — dem asketischen Rigorismus der Hirsauer wenig, kaum oder überhaupt keine Sympathie abgewinnen konnte. Wie diese Einstellung selbst die Deutung voneinander abweichender handschriftlicher Textüberlieferung bestimmen konnte, möchte ich an einem Beispiel aus der Überlieferungsgeschichte der ‚Hirsauer Konstitutionen‘ verdeutlichen: Die in Kremsmünster erhaltene Handschrift der Hirsauer Konstitutionen stellt die Bestimmungen über die von Mönchen zu übende Zeichensprache, die unnötiges Sprechen, kurzweilige Schnurren und laszives Lachen verhindern sollte, an den Schluß der Handschrift. Kassius Hallinger sieht in dieser Textanordnung ein Indiz für die weltoffene, humane Lebensart österreichischer Benediktiner, welche die asketische Strenge des Hirsauer Eiferers Wilhelm gar nicht so ernst nehmen wollten.

Kassius Hallinger ist davon überzeugt, die in Kremsmünster liegende Handschrift der Hirsauer Konstitutionen zu einer Quelle für „das Gefühl, die Reaktionsweise einer ganzen Volksgruppe“ machen zu können. Dem fügte Hallinger euphorisch hinzu: „Es braucht nicht eigens betont zu werden, daß die Forschung gerade für solche, unerhört aufschlußreichen, Einblicke besonders dankbar ist“. Er tut das mit der Begründung, daß in der Handschrift von Kremsmünster „das umfängliche Kapitel von der Zeichensprache“ (— nach Auffassung Hallingers einer „der unangenehmsten Abschnitte des Hirsauer Textes“ —) aus seinem ursprünglichen Kontext herausgelöst wurde und ganz ans Ende gerückt ist. Hallinger kommentiert diesen Tatbestand so: „Wilhelm von Hirsau († 1901) hat in der typisch-deutschen Manier des Besserwissers und Verbesserers seine ausgedehnte Vorlage, den Bernhard von Kluny, ums Dreifache vermehrt. Die Kopisten in Österreich reagierten hierauf in der noch heute für das psychologische Verhalten der Österreicher bezeichnenden Weise: Sie schoben jenes für ihren gesunden Hausverstand anstößige Stück von der originalen Stelle weg an das Ende des Hirsauer Taktats, gleich als ob sie damit sagen wollen: Das machen wir hier im Alpenraum nicht. Das allem Utrismus letzten Endes abgeneigte Lebensgefühl der Österreicher hat sich auf solche Weise schon im 12. Jahrhundert unverkennbar zum Ausdruck gebracht“⁹.

Das alles ist gut, sehr gut und intelligent gesagt. Es klingt lieb und sympathisch, nur nicht überzeugend. Es gibt so etwas wie einen Einspruch der Texte und Handschriften, der davor bewahren könnte, Vorlieben in ein wissenschaftliches Gewand zu stecken. Hat die Überlieferung von Brauchtumstexten — wie Hallinger annimmt und darlegt — etwas mit landschaftgebundenem Naturell zu tun, würde und könnte es durchaus in dieses Konzept passen, daß in der aus Corvey stammenden, heute in Paderborn befindlichen Handschrift der ‚Hirsauer Konstitutionen‘ die Bestimmung *De signis* ganz am Anfang steht. Das wäre also, um an den Deutungskategorien Hallingers festzuhalten, ein Indiz für asketisch getrübe Humorlosigkeit von Leuten, die nördlich des Mains ein gefühlsarmes und sittenstrenges Leben führen und deshalb für die Forderungen des Hirsauer Abtes offenkundig ein wahlverwandtes Naturell besitzen. Die Rechnung wird aber wieder unstimmig, wenn man zur Kenntnis nimmt, daß auch in der aus Wessobrunn stammenden, heute in München befindlichen Handschrift der ‚Hirsauer Konstitutionen‘ das Kapitel über die Zeichensprache gleichfalls den Anfang des Textes bildet. Es steht vor dem Prolog. Ein solcher Befund macht es in der Tat schwer, aus der Überlieferung der ‚Hirsauer Konstitutionen‘ einen Leitfaden für die Erkenntnis von Stammes- und Nationalcharakteren zu machen, oder genauer: ein Beweisargument für sympathische oder weniger sympathische klösterliche Lebensformen.

9) Hallinger K., *Consuetudo. Begriff, Formen, Forschungsgeschichte, Inhalt* (Untersuchungen zu Kloster und Stift, hrsg. v. Max-Planck-Institut für Geschichte, Göttingen 1980, 165 f.).

Zu fragen und zu antworten, was es mit der Plazierung der Kapitel über die Zeichensprache innerhalb der Hirsauer Konstitutionen auf sich hat, ist ein überlieferungs- und funktionsgeschichtliches Problem; hier mit landschaftsgebundenen Lebensgefühlen, mit Volks- und Stammesmentalitäten zu kommen, verfehlt die Sache und führt auf Ab- und Holzwege.

Mit diesem Exempel möchte ich meine Erwägungen zur Frage nach Sinn, Nutzen und Notwendigkeit wissenschaftlicher historischer Tätigkeit im Kloster abschließen. Ich wollte Anregungen, keine Antwort geben. Mag sein, daß für die einzubringende Ernte der Arbeiter zu wenige sind. Neubeginn, der diesen Namen verdient, sollte sich aber nicht darin erschöpfen, auf einen alten, ab- und ausgetretenen Teppich notdürftig unscheinbare Flicker zu kleben.